Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 373. **Sonnabend** den 24. Juli 1897. **91. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 24. Juli.

Da am Donnerstag Nachmittag eine Sitzung des preußischen Ministeriums stattgefunden hatte, so nahm man allgemein an, daß die am Abend desselben Tages im „Reichsanzeiger" abgegebene Erklärung, der vom Bunde der Landwirthe geforderte Erlaß eines sechsmonatigen **Getreide-Einfuhrverbotes** würde mit den bestehenden Handelsverträgen nicht vereinbar sein und werde „schon dieserhalb" nicht erfolgen können, in jener Sitzung vereinbart worden sei. Die gestrige Sitzung des Abgeordnetenhauses hat aber gezeigt, daß diese Annahme falsch war. Der Abg. Rickert brachte die Eingabe des Bundes zur Sprache und richtete dann an den den Sitzungssaal betretenden Vicepräsidenten des Ministeriums Dr. v. Miquel die Worte:

„Ich setze mich, daß der Herr Vicepräsident des Ministeriums jetzt noch hereinkommt. Ich möchte ihn fragen: soll das, was der „Reichsanzeiger" über den revolutionären Antrag des Abg. Pleß und des neuen Herrn Diederich Hahn (Heiterkeit) bringt, Alles sein? Will sich die Regierung auf diese in Watte eingewickelten Worte beschränken? Ich hoffe, daß Herr Miquel noch ein kräftiges Wort gegenüber diesem Unfug reden wird." (Beifall links.)

Der Wortlaut der Antwort des Herrn Dr. v. Miquel liegt noch nicht vor; der „Reichsanzeiger" wird ihn erst heute Abend veröffentlichen; vorläufig theilt er folgenden Auszug mit:

Ich habe Herrn Rickert's Rede nicht ganz gehört; er verlangte, daß die Regierung sich die heftige Ausdrucksweise der Parteien selbst aneignen möge. Das muß ich aber ablehnen. Der Antrag ist an den Reichskanzler gerichtet, und was darauf geschehen wird, weiß ich nicht. Es handelt sich um eine Eingabe wegen Aenderung der Gesetzgebung, worauf die Regierung Antwort zu geben nicht geneigt ist, denn sie würde in eine fortwährende Correspondenz mit Privaten einzutreten haben. Ich glaube, daß der Reichskanzler die Meinung vertreten wird, daß die bestehenden Handelsverträge die Genehmigung dieses Antrags vollständig ausschließen. Es ist keine Veranlassung, über die weiteren Motive sich noch auszusprechen. Dem Wunsche des Herrn Rickert, diesen Antrag als einen Unfug zu bezeichnen, kann ich nicht entsprechen. Aufgabe der Regierung ist es, eine Politik der Sammlung zu treiben.

Nach der „Köln. Ztg.", der „Nat.-Ztg." und anderen Blättern äußerte sich der Finanzminister folgendermaßen:

Ich habe die Rede des Abg. Rickert nicht ganz gehört. Was ich davon verstanden habe, ist, daß er an die Regierung das Verlangen richtet, die Ausdrucksweise und eine gewisse Heftigkeit, die die Parteien gegen einander anwenden, sich selbst anzueignen. Ich muß das entschieden ablehnen. (Heiterkeit rechts.) Die Eingabe des Bundes der Landwirthe ist an den Reichskanzler gekommen. Ob der Reichskanzler Veranlassung nehmen wird, auf diese Eingabe officiell überhaupt zu antworten, weiß ich nicht. Es ist nicht üblich, daß die Regierung auf Eingaben von Privaten, die den Wunsch ausdrücken, auf die Gesetzgebung in einer bestimmten Weise einzuwirken, oder Anträge auf Abänderung der bestehenden Gesetze enthalten, irgend eine Antwort giebt. Wohin würde das auch führen? Die Regierung würde ja in eine vollständige Correspondenz und Hin- und Herreden mit allen einzelnen Privaten eintreten müssen. Das ist ja ganz undurchführbar. Das ist nie in Preußen üblich gewesen und wird wahrscheinlich auch nicht üblich werden. Die preußische Regierung hat übrigens noch gar keine Veranlassung nehmen können, über diesen Antrag einen Beschluß zu fassen. So viel jedoch glaube ich sagen zu können, daß der Reichskanzler die Meinung vertreten wird, wenn er Gelegenheit hat, sich selbst zu äußern, daß die bestehenden Handelsverträge die Genehmigung dieses Antrags schon ihrerseits vollständig ausschließen. Ich glaube, dieses Motiv könnte dem hohen Hause genügen. Es ist gar keine Veranlassung, sich hier noch weiter über andere Motive gegen den Antrag seitens der Regierung auszusprechen. Ich kann dem Wunsche des Abg. Rickert, diesen Antrag für einen Unfug zu erklären, meinerseits nicht entsprechen. (Heiterkeit rechts.) Die Aufgabe der Regierung geht dahin, eine Politik der Sammlung zu führen (Sehr richtig! rechts), die Ausgleichung der Gegensätze, nicht aber die Gegensätze durch Annahme des Tones, den der Abg. Rickert hier angeschlagen hat, noch zu verschärfen. (Beifall rechts.)

Welche von beiden Versionen die genauere ist, wird man ja wohl aus dem vom „Reichsanz." in Aussicht gestellten ausführlichen Berichte ersehen, wenn dieser nicht vorher „corrigirt" wird. Jedenfalls aber geht aus den Inhaltsangaben des amtlichen Organs und der übrigen Blätter klar hervor, daß die Erklärung des „Reichsanzeigers" nicht auf das preußische Staatsministerium zurückzuführen ist und daß Herr Dr. v. Miquel sie gestern noch nicht einmal kannte. Sie muß also vom Reichskanzler herrühren. Daß dieser das Recht zu einer durchaus selbstständigen Erklärung hatte, ist selbstverständlich. Aber daß zwischen ihm und seinem Stellvertreter in Preußen über eine derartige Kundgebung und ihren Umfang nicht vorher eine Vereinbarung stattgefunden hat, ist auffällig und wirft ein nicht gerade erfreuliches Licht auf die „Einheitlichkeit" der „ungebildeten" Regierung. Jedenfalls ist man durch die Thatsache, daß Herr v. Miquel der Erklärung des „Reichsanz." fern steht, zu dem Schlusse berechtigt, daß auch seine Ansichten über die Zweckmäßigkeit einer eingehenden Begründung der Zurückweisung der Forderung des Bundes lediglich seine Privatansicht und seine Abneigung gegen eine scharfe Abfertigung der Antragsteller lediglich seine Privatabneigung ist. Wie wenig Erfolg seine Absicht, auch den Bund der Landwirthe durch in Watte gewickelte Worte um sich und die Regierung zu „sammeln", verspricht, das sollte er alsbald durch den Abg. Dr. Hahn erfahren, der auf die Rede des Finanzministers eine Antwort ertheilte, die sich völlig mit der Erklärung des Bundesorganes deckt:

„Wir haben gemeint und meinen heute noch, daß, wenn der ernste Wille vorhanden wäre, sich ein diplomatischer Weg finden ließe, um das Getreideeinfuhrverbot unter Zustimmung der Handelsvertragsstaaten durchzuführen. Weist die Regierung den Antrag des Bundes fühl und kurz ab, so hat sie die unabweisbare Pflicht, mit allen ihr thunlich erscheinenden Mitteln dafür zu sorgen, daß das Ziel des Bundesantrages auf anderem Wege erreicht werde. Wir erwarten dringend, daß sie diesen andern Weg sofort verkündet und einschlägt."

D. h. mit anderen Worten: „Die Regierung könnte wohl, aber sie will wieder einmal nicht und muß also gezwungen werden." Hoffentlich ersieht Fürst Hohenlohe hieraus, daß er gestern im Abgeordnetenhause von Herrn Dr. Miquel nicht in einer Weise vertreten worden ist, die Erfolg verheißt, und daß es durchaus nöthig ist, die neueste Forderung des Bundes nicht nur gründlich zu beleuchten, sondern auch mit allem Nachdrucke zurückzuweisen, damit seine Gegner nicht ganz wo anders sich „sammeln", als wo es der Regierung angenehm sein kann.

Das schroffe Auftreten der Leitung des **Bundes der Landwirthe** veranlaßt die **conservative** Parteileitung zu einer ausdrücklich als parteiofficiell bezeichneten Erklärung, worin sie, nachdem ihr Appell an die „Ueberlegung" der conservativen Mitglieder der Bundesleitung höhnisch abgewiesen worden, an die „Treue und Klugheit ihrer Parteiangehörigen im Bunde" appellirt. Bemerkenswerth ist außer dieser vom 22. Juli datirten Antwort auf die am 21. Juli erfolgte Herausforderung in der Correspondenz der Bundesleitung, daß in derselben Nummer der „Conf. Corr." noch folgender Artikel sich findet: „Aufklärung erwünscht. In den Zeitungen wird berichtet, in Hildesheim habe unter Theilnahme des Abgeordneten Dr. Diederich Hahn eine Versammlung der Vertrauensmänner des Bundes der Landwirthe, der Conservativen und der Deutsch-Socialen stattgefunden, in der als gemeinsamer Mittelstandscandidat des 10. Hannoverschen Reichstags-Wahlkreises einstimmig der Hofbesitzer Feldmann in Wartjenstedt aufgestellt worden sei. Es dürfte doch wohl zur nöthigen Klarstellung erforderlich sein, anzugeben, welcher Partei Herr Feldmann beizutreten beabsichtige, bezw. welche politische Farbe er trage. Der Ausdruck Mittelstandscandidat ist doch zu unbestimmt, als daß er geeignet erscheinen könnte, auf die Wähler günstig zu wirken." Da in diesem Wahlkreise niemals conservative gewählt worden, so ist diese Auslassung nicht anders zu verstehen, als daß die conservative Parteileitung eine Aufklärung darüber wünscht, wo es hinaus soll, wenn conservative Vertrauensmänner veranlaßt werden, mit den der conservativen Partei fast überall entgegentretenden Antisemiten gemeinsame Candidaten der Richtung Hahn aufzustellen. In der Sache wird der „Nat.-Lib. Corr." aus Hildesheim mitgetheilt, daß vorläufig das ganze Vorgehen des Abg. Hahn „viel Geschrei, aber wenig Wolle" bedeute. Es wären so wenig „Vertrauensmänner" anwesend gewesen, daß man es bisher nicht für gerathen gehalten habe, ihre Zahl auch nur anzudeuten. Vor diesen hielt dann Dr. Hahn seinen bekannten Monolog über die nationalliberale Partei. Herrn Dr. Hahn geschähe nun ein großer Gefalle, wenn man ihn in Hildesheim wichtig nähme. Das geschieht aber nicht, und so ist die ihm zur Verfügung stehende Presse darauf angewiesen, „potemkinsche Dörfer" zu fabriciren.

Als wir vor einiger Zeit gelegentlich der Egerer Vorgänge darauf hinwiesen, daß in **Oesterreich** unter den Deutschen der politische Zwiespalt vor der großen nationalen Frage der Selbsterhaltung und Selbstachtung zurücktreten müsse, schien es nicht gleich, als ob die Antisemiten diese Anschauung theilen. Verschiedene Vorstöße der Deutschnationalen Schönerer'scher Richtung im Wiener Gemeinderath wurden mit dem Hinweis auf die Geschäftsordnung abgethan und damit eine für den Bürgermeister Lueger zum Mindesten peinliche Situation vermieden. Man weiß ja, aber man weiß es auch nicht, welche Dienste er dem Grafen Badeni für die Bestätigung als Bürgermeister geleistet oder zu leisten versprochen hat; jedenfalls wird man nicht fehlgehen, wenn man von Lueger annimmt, daß er sich nicht gern mit dem polnischen Grafen verfeinden möchte. Umsomehr muß es Wunder nehmen, daß gestern, obgleich sich die Wogen schon etwas gelegt haben und man dadurch in der Zauberpolitik bestärkt wurde, im Wiener Gemeinderathe als Folge eines Parteibeschlusses der Christlich-Socialen eine Resolution angenommen wurde, die scharf und ohne Einschränkung für die deutschen Volksrechte eintritt. Der Beschluß ist einstimmig gefaßt worden, er lautet: „Der Gemeinderath spricht seine tiefste Entrüstung über die seitens der Regierung gegen das Recht der freien Meinungsäußerung des deutschen Volkes angewendeten Maßregeln aus und giebt der Hoffnung Ausdruck, daß das deutsche Volk in unserem Vaterlande Oesterreich zum Schutze desselben den ihm aufgedrungenen Kampf siegreich bestehen werde." Ein Antrag des deutschnationalen Gemeinderathes Tomanek, nach welchem der Gemeinderath der Stadt Wien bedauert, sich den Beschlüssen vieler deutschen Städte, die Arbeiten in dem ihnen übertragenen Wirkungskreise nicht mehr auszuführen, nicht anschließen zu können, weil er gesetzlich daran verhindert sei, wurde der geschäftsordnungsmäßigen Behandlung zugewiesen. Mit dieser Heranziehung des Antrags zur geschäftsordnungsmäßigen Behandlung billigt der Wiener Gemeinderath das Vorgehen vieler deutschen Gemeinden; ein Vorgehen, dessen Nutzen selbst in deutschen Kreisen nicht recht verstanden wurde. Daß der Gemeinderath den Beschluß ohne Lueger's Zustimmung gefaßt habe, ist nicht anzunehmen, und so kann man daraus folgern, daß Lueger selbst die Tage seines mächtigen Gönners Badeni gezählt sieht und sicher ist, daß dieser bald dem Lieblingswunsche seiner Polen Folge leistet und zu den Penaten nach Lemberg zurückkehrt.

Die neuerliche Aufwühlung des Panamascandals hat in **Frankreich** vielfach Veranlassung gegeben, Betrachtungen über die sittlichen und gesellschaftlichen Zustände im Lande anzustellen. Eine erneute Anregung dazu ist durch das Wiederauftauchen der Persönlichkeit von Cornelius Herz gegeben worden. In durchaus zutreffender Weise wird im „Figaro" auf einen wunden Punct des gesellschaftlichen Lebens in Frankreich hingewiesen und dargethan, wie überhaupt Persönlichkeiten à la Cornelius Herz zu einer großen Rolle in der Gesellschaft gelangen können und wodurch es ihnen gelingt, trotz schwerer Verfehlungen der irdischen Gerechtigkeit zu entgehen. In diesem Artikel, der „Zu viel Beziehungen" überschrieben ist, wird zunächst recapitulirt, wie es in dem ersten Panamaprocesse zugegangen sei. Damals fragte der Schwurgerichtspräsident Herrn v. Lesseps, woher er eigentlich Cornelius Herz kenne. Und Herr von Lesseps antwortete prompt: Woher ich ihn kannte? Jedermann kannte ihn. Er war ein Freund von Freycinet, von Clemenceau und von allen Ministern. Eines Tages sagte er mir sogar: „Waren Sie schon einmal bei Grevy in Mont sous Vaudrey?" Und als ich verneinte, lud er mich ein, mit ihm mitzukommen, und Grevy nahm uns denn wirklich auch auf das Liebenswürdigste auf. Als dann Clemenceau gefragt wurde, woher er Cornelius Herz kenne, nannte er wiederum Lesseps unter seinen Gewährsmännern. Der „Figaro" fügt sarkastisch hinzu, daß, wenn der verstorbene Grevy nach der Bekanntschaft mit Herz gefragt worden wäre, er gesagt haben würde: „Nun, Lesseps und Clemenceau und Freycinet und alle meine Minister kennen ihn. Jedermann kennt ihn überhaupt und man kann unmöglich nicht ein Freund des Freundes von Jedermann sein." Die Folge davon, daß jeder beliebige Taugenichts, wenn er nur das nöthige Maß von Frechheit und Gewandtheit hat, sich in die maßgebende französische Gesellschaft eindrängen kann, ist, daß diese Abenteurer eine gewisse Idemnität für alle ihre Vergehungen erlangen. Der „Figaro" sagt ganz richtig: „Man hat ihm die Hand geschüttelt, hat bei ihm gegessen, hat ihm Briefe geschrieben, hat dieselben Frauen verehrt, und so kann man ihm eben nichts anhaben". Der „Figaro" fordert die französische Gesellschaft auf, sich für die Zukunft doch lieber etwas zugeknöpfter zu verhalten. Wir glauben aber, daß dieser Wunsch leichter auszusprechen, als zu erfüllen ist. Zu allen Zeiten hat man in der französischen Gesellschaft, auch bei Hofe, Abenteurer der schlimmsten Art gesehen, ohne daß es möglich war, sich ihrer zu entledigen. Der Leichtsinn der führenden französischen Kreise in Hinsicht auf den Lebenswandel bringt sie nothwendigerweise mit bedenklichen Persönlichkeiten zusammen, die dann bald zu viel wissen, um ohne Weiteres abgestoßen werden zu können, weil man fürchten muß, daß sie aus Rachsucht plaudern könnten. Dazu kommt eine gewisse Würdelosigkeit, die den Franzosen nicht danach fragen läßt, ob ein Mensch nach Stellung und Erziehung für seinen Verkehr geeignet ist, sondern die ihn dazu verführt, liebenswürdige gesellschaftliche Eigenschaften als einen Ersatz für den Mangel an sittlichen Qualitäten anzusehen. So wenig man auch damit einverstanden sein kann, wie in Deutschland gewisse Classen sich völlig exclusiv verhalten, so ist doch diese Exclusivität für die Gesundheit des Staatswesens erheblich vortheilhafter, als der Gegensatz davon in Frankreich.

In einem recht bemerkbaren Gegensatze zu der Erfolglosigkeit aller Bemühungen der Großmächte in Konstantinopel haben es die Admirale der europäischen Geschwader vor **Kreta** bereits erreicht, die Stellung ihrer Regierungen endgiltig zu sichern. So hat, wie die „Internat. Corresp." ausführt, sich die Vertheilung der europäischen Besatzungstruppen in der Weise vollzogen, daß man bereits von einer

---

Feuilleton.

Nanny Trauner.

28] Roman von C. Schroeder.

Nachdruck verboten.

22. Capitel.

Dann war es über sie gekommen, wie eine Betäubung und nun fand sie sich einsam, an einem Pfeiler gelehnt. Er war fort — der Irre auch. Gar nichts regte sich um sie her — gar nichts und das war gerade so schauerlich. Nach dem Winkel, aus dem der Schrei gedrungen, wagte sie nicht hinzusehen.

Es war so ein Schrei gewesen, den man im Leben nicht vergaß. Das Blut in den Adern hatte er gerinnen gemacht. Todesfurcht war darin gewesen und Todesqual zugleich. Gar kein Zweifel, da hinten im Winkel lag lang ausgestreckt am Boden —

Die Vögel wußten es schon. Wie angstvoll sie durcheinander flatterten und kreischten! Sie waren aus ihren Nestern aufgescheucht worden, waren gekommen, zu sehen, weshalb und nun schrie aus ihrem kleinen Kehlen die große empörte Natur, die den Mord haßt und den Mörder verfolgt.

Halte — faß' ihn! — Das war der erste Impuls, den sie im Menschen weckte. Diesem Impuls, so schien es, war Franz Flemming gefolgt. Ob er sich zuvor überzeugt hatte, daß da — hinten nichts mehr zu retten sei?

Es war doch anzunehmen, es — ganz und gar zweifellos war es, daß er es gethan! Deshalb hatte man hier auch weiter nichts verloren — konnte man ruhig seiner Wege —

Nein, so ruhig doch nicht! Ein bischen feige kam man sich vor, wenn man ging. — Ein bischen nur? Pfui doch! Ganz erbärmlich — abscheulich feige!

Mit einem plötzlichen Ruck hatte Nanny sich umgedreht. Durch die gesenkten Wimpern that sie den ersten scheuen Blick, dann — mit kleinen, zögernden Schritten — näherte sie sich der Stelle, wo Anna von Hellbrunn's Gestalt in sich zusammengesunken am Boden mehr kauerte, als lag.

Das Gesicht erschien marmorbleich und starr, der Mund hing offen — so weit, so weit! Ein Verschönerer war der Tod in diesem Falle nicht. Mit einem Schauder wandte Nanny sich ab und spähte bange nach der Herzgegend hin. Sie meinte, dort müsse ein Blutstrom hervorquellen — ein dicker, dunkler, Aber sie sah keinen — gewahrte überhaupt kein Blut — nein, nirgends an den Kleidern auch nur einen Tropfen Blut!

Staunend, fragend sah sie sich um. Es konnte sich doch nicht um eine Ohnmacht handeln — nach dem Schrei von vorhin, um eine bloße Ohnmacht?

Ungläubig schüttelte sie den Kopf und kniete doch nieder, bemühte sich, die leblose Gestalt in eine horizontale Lage zu bringen, fing an, ihr mit bebender Hand die Kleider zu lösen. Dann sprang sie wieder auf. Sie brauchte Wasser. Unten im Föhrengrund war ein klarer Bach an ihr vorübergeflossen, aber wo in der Welt fand sie ein Gefäß, um zu schöpfen? Ungeduldig suchend fuhr ihr Blick über den Boden hin. „Eine Scherbe", dachte sie, „eine Scherbe würde genügen!" Da gewahrte sie in einer Fensternische zwischen allerlei Mobiliar eine Feldflasche. Im Nu hatte sie diese geöffnet, ihren Inhalt geprüft und nun kniete sie wieder neben der Todesstarren, flößte ihr Wein in den Mund, rieb ihr die Schläfen damit.

Mit ganzer Seele war sie bei ihrem Rettungswerke. Sich selber hatte sie vergessen. Daß sie die Feindin im Arm hielt, empfand sie nicht. „Ach! wenn es doch nur eine Ohnmacht wäre", hoffte, wünschte, betete sie, und wie der schlaffe Mund sich plötzlich schloß, wie die geschlossenen Augen sich groß und weit öffneten, da entfuhr ihr ein jubelndes „Gott sei Dank!"

Anna von Hellbrunn aber legte wieder einmal eine glänzende Probe ab von der Behendigkeit ihres Geistes. Kaum war er zur Stelle, so wußte er auch schon von Allem Bescheid. Ein Blick nach dem Eingangsportal, unter dem vorhin der Irre aufgetaucht war, und Grauen malte sich in ihren Zügen — ein Blick auf Nanny und das Grauen verwandelte sich in Haß und Abscheu. Der Kopf ward abgewandt, die zitternden Finger fuhren nestelnd zwischen den Kleiderbahnen herum.

„Soll ich helfen?" erbot sich Nanny.

„Ich danke", lautete die eiskalte Entgegnung. Und dann erhob sich Anna von Hellbrunn, suchte sie wenigstens sich zu erheben, aber die Glieder wollten sie noch nicht recht tragen, und strauchelnd, taumelnd kam sie auf einem Mauervorsprunge zu sitzen.

„So geht es nicht", sagte Nanny kopfschüttelnd. „Sie brauchen eine Stütze. Kommen Sie, Fräulein von Hellbrunn! Hier ist mein Arm, ich geleite Sie heim!"

Für den Moment war die Angeredete noch so erschöpft von der Anstrengung, daß sie sich darauf beschränken mußte, die Zudringliche mit den Augen zurückzuweisen. Plötzlich aber kam sie zu Athem.

„Sieh' da!" höhnte sie, den Kopf in den Nacken biegend. „Das sittsame Försterskräulein! Heimgeleiten will es mich? Danke verbindlichst! Bin nicht gerade zimperlich in solchen Dingen, aber eine Person, die sich den Männern ungebeten an den Hals wirft — da gehe ich denn doch lieber allein!"

Ein schneidendes Lachen, dann stand sie auf ihren Füßen und nun ging sie — ein bischen schwankend, aber sie ging doch, quer durch das Kirchenschiff hinaus in's Freie. Ein solcher Geist ist am Ende auch im Stande, einen noch viel schwächeren Körper zu tragen.

Als der Wald sie aufgenommen hatte, keine Spur mehr von ihr zu erblicken war — da erst stahl sich Nanny heraus. Scheu huschte sie an dem alten Gemäuer entlang, kein Auge wagte sie vom Boden zu heben, aus Furcht, einem spöttischen Menschenantlitz zu begegnen. Ja, der harmlos heitere Sonnenblick, der sie bei einer Wegbiegung traf, war ihr schon zu viel. Aufstöhnend schlug sie die Hände vor das Gesicht und stürzte dem Dickicht zu.

Und durch das Dickicht — durch Tannengezweig, durch Gestrüpp und Dornengerank suchte sie sich ihren Weg. Jeden offenen Pfad, der ihr in die Quere kam, vermied sie ängstlich. Sie war ja mit einem Brandmal gezeichnet. „Eine Person, die sich den Männern ungebeten an den Hals wirft" — das stand ihr ja auf der Stirn zu lesen.

Die Essensstunde war längst vorüber, als sie in der Oberförsterei anlangte und das ganze Haus ihretwegen in Aufregung. Gar keine Möglichkeit, sich verstohlen in ihr Kämmerlein zu schleichen. Schon in der Thür stieß sie auf Susanne und auf deren Freudenruf war auch sofort der Onkel zur Stelle. Sich eng in die dunkle Flurecke schmiegend, mit gesenkter Stirn hielt sie den besorgten Fragen der Beiden Stand.

Wo sie gewesen? Verirrt im Wald. — Wo denn verirrt? Hinten — ganz hinten beim Kloster. — Ob sie denn nichts erlebt?

„Erlebt?" murmelte sie und das Blut stieg ihr heiß in die Wangen.

„Na, kannst von Glück sagen, wenn Du nichts gehört und nichts gesehen hast", meinte der Oberförster. „Im Walde ist's nicht geheuer gewesen heute Morgen. Sind haarsträubende Dinge passirt. Die Müllerin, die alte Hartmann — stell' Dir vor — geht Reisig suchen und stößt am Seeufer auf ihren Anton. Kriegt natürlich einen Todesschrecken, denn erstens weiß sie gar nicht einmal, daß er im Lande ist, zweitens sieht er aus, als wäre er aus dem Tollhaus entsprungen und agirt mit einem Revolver in der Luft herum zum Bangemachen. „Um Gotteswillen, Anton", schreit sie, „wo kommst Du her?

„Ha ha ha! Weißt Du es denn noch nicht?" lachte er ganz vergnügt. „Ich hab sie kalt gemacht — das Teufelsweib und jetzt — . . ." dabei zwinkert er so recht lustig mit den Augen nach dem Schloß hinüber — . . . „jetzt geht's dem gottverd . . . . Hund von Potiphar an den Kragen. Adieu! Ich habe Eile!" Potiphar! Ich bitte Dich! Daß der Bursche übergeschnappt war, lag ja auf der Hand. Was hätte sie also thun sollen, die Alte? Ihm was vorschwatzen natürlich, ihn auf andere Gedanken bringen! Statt dessen stürzt sie auf ihn los und will ihm den Revolver entreißen. Na, das gelingt ihr nicht, aber eine Kugel durch den Kopf hat sie beinahe schon weg, als gerade noch zu rechter Zeit Professor Flemming auftaucht. Der packt den Rasenden hinterrücks, wirft ihn zu Boden, entwindet ihm das Mordinstrument und schleudert es, um beide Hände freizukriegen, weit von sich weg — wie sich's trifft, gerade in den See. Das sieht aber der Anton nicht so bald, da hat er sich auch schon mit einem Ruck befreit und ist dem Ding nach!"

„In's Wasser?" schauderte Nanny.

„In's Wasser", nickte der Oberförster. „Na, und der